Ich brauche kein Internet. Ich brauche einfach nur Google

Wenn ich ein System nicht durchschaue, kann ich darin auch nicht souverän agieren. Die Informationswissenschaftler Prof. Dr. Joachim Griesbaum und Prof. Dr. Thomas Mandl forschen und lehren am Bühler-Campus der Universität in Hildesheim. Eine Annäherung an das unbegrenzte Wissen im Netz und unser Suchverhalten im World Wide Web.

Von Jorinde Markert (Text) und Daniel Kunzfeld (Fotos)

Ich habe mich auf dieses Thema gut vorbereitet und das Wort »Suchmaschine« in eine Suchmaschine eingegeben. Google nimmt es dieser Tage mit dem Schutz meiner Daten sehr ernst und lässt mich erst einmal drei Seiten zartgraue Nutzungsbedingungen abscrollen, bis es mir die Optionen anbietet: a) einverstanden zu sein oder b) noch mehr zu scrollen und dann einverstanden zu sein oder (das steht zwischen den Zeilen) c) den Laptop in den Regalstaub zu stellen und stattdessen zum analogen Lexikon zu greifen. Hm.

Sieben Sekunden später habe ich per Klick mein Einverständnis mit was-auch-immer erklärt und kann nach all den Begriffen googeln, die ich mir im Gespräch mit den Professoren Joachim Griesbaum und Thomas Mandl mit Fragezeichen markiert habe: »Gatekeeper«, »Türsteher«, »Irgendwelche Getränke dabei? Bist du überhaupt schon 18, Maus?«, »Webcrawler«.

Dabei wird mir plötzlich bewusst, dass ich hier als lebendiger Beweis für die Aussage der beiden Wissenschaftler sitze: Die meisten von uns googeln genau so, wie sie Zähne putzen.

Als die Professoren im Gespräch äußern, für viele bestünde das Wissen der Welt aus den ersten drei Google-Treffern, habe ich natürlich genickt, gesagt „erschreckend!“ und gedacht: „not me!“. Aber hier sitze ich nun an meinem Schreibtisch, erleuchtet vom Bildschirm und der ersten Seite mit Suchergebnissen und sehe keinen Grund, noch eine andere Quelle anzuzapfen. Welche denn auch? Jedes Mal, wenn mich der Idealismus überkommt und ich Bing benutzen will, ist das Ergebnis dermaßen frustrierend unübersichtlich, weil ungewohnt un-Google-haft.

Dies sind die Ergebnisse meiner Recherche:

Gatekeeping, das I bezeichnet in den Massenmedien die Begrenzung der Informationsmenge durch eine Auswahl relevanter Informationen. Gatekeeping in Printmedien erfolgt somit durch Redakteurinnen und Redakteure.

Im Internet Suchmaschine, vergleichbar mit Gatekeeper: wählt aus der Menge an Ergebnissen aus (filtert) und vermittelt Informationen an die Suchenden.

Webcrawler, der…

Ach nein. Das wird uns Joachim Griesbaum gleich erläutern. Das nachfolgende Gespräch wurde zu hundert Prozent analog geführt. Es lagen dabei keine Smartphones auf dem Tisch. Zum Glück, denn laut Professor Griesbaum mindert die Anwesenheit eines umgedrehten Handys die kognitiven Fähigkeiten. Und spätestens wenn das Wort »Netzwerkdurchsetzungsgesetz« fällt, benötige ich all meine Konzentration.

Herr Professor Griesbaum, Herr Professor Mandl, ich habe die Suchmaschine gefragt, wie sie sich selbst definiert. Dabei kommt heraus: „Eine Suchmaschine ist ein Programm zur Recherche von Dokumenten, die in einem Computer oder einem Computernetzwerk wie zum Beispiel dem World Wide Web gespeichert sind. Im w.w.w. erfolgt die Datenbeschaffung in der Regel automatisch durch Webcrawler." Was ist ein Webcrawler?

Joachim Griesbaum: Das ist ein automatisches Programm, das das Web traversiert oder bereist und Inhalte abspeichert. Webcrawler können von Webinhalt zu Webinhalt springen über Hyperlinks. Die Inhalte, sowie die Pfade werden dann gespeichert und daraus wird der Suchmaschinenindex gebildet.

Thomas Mandl: Das wären jetzt 100 Punkte in meiner Klausur.

Joachim Griesbaum: Na, mal sehen, ob ich Herrn Mandls Kurs bestehen würde. Herr Mandl unterrichtet ja Information Retrieval. Das ist der Kurs, der sich um die technologischen Aspekte von Suchdiensten kümmert, neben dem menschlichen Verhalten.

Thomas Mandl: Aber diese Definition zur Suchmaschine, die Sie gefunden haben, ist ja langweilig. Ich würde sagen, die Suchmaschine[1] ist zunächst einmal ein System, das Menschen zusammenbringt, die sich nicht kennen und der Eine stellt Wissen bereit, das dem Anderen fehlt und bei Interesse, im besten Fall, von ihm gefunden werden kann. Das wäre eine Definition, die das Menschliche mit einschließt.

Diese Definition bezieht sich ja erst einmal nicht zwingend auf digitalisierte Daten. Ich habe mich auch gefragt, wie sähe eine Suchmaschine vor der Digitalisierung aus? Gibt es analoge Suchmaschinen?

[1] Eine Definition, die den Menschen einbezieht: Eine Suchmaschine ist ein System, das Menschen zusammenbringt. Der eine stellt Wissen bereit, das dem anderen fehlt.

Die Welt wird informativ verbundener und dichter.
Joachim Griesbaum erforscht unser Informationsverhalten in der vernetzten Welt.

Thomas Mandl erforscht die Algorithmen der Suchmaschinen. Wie glaubwürdig und zuverlässig sind die gefunden Informationen im Netz?

Thomas Mandl: Die Definition die ich gegeben habe, lässt sich tatsächlich auch auf eine Bibliothek beziehen. Das analoge Stadium der Suchmaschine war am ehesten die Bibliothek. Vor der Erfindung der Schrift war es der Dialog, mit dem man Wissen weiter gegeben hat. Allerdings gibt es wichtige Unterschiede. Wie eine Bibliothek funktioniert, können sich die meisten noch vorstellen. Die Vorstellung von der Suchmaschine liegt dagegen meistens weit entfernt von der Realität. Die Frage »Was war die Suchmaschine vor der Digitalisierung?« ist ohnehin schwierig, denn vor der Digitalisierung gab es diese Menge an Daten, die die Suchmaschinen ausmacht, ja gar nicht.

Joachim Griesbaum: Außerdem ruft in einer Bibliothek kein Buch »HIER NIMM MICH!« Das ist bei den Treffern der Suchmaschine anders. Und noch ein Unterschied: die Bibliothek ist der Ort, an dem Wissensbestände gesammelt werden, ohne auf diese einzuwirken. Aber die Sicht »da ist das Internet und davor steht Google und holt bei Bedarf Sachen aus dem Internet heraus« ist falsch, weil Google starken Einfluss darauf hat was und wie das Internet ist. Wenn Google sagt »ab morgen ist Faktor X bei Webseiten für eine gute Sichtbarkeit in Google wichtig!«, dann werden sich die Websitebetreiber sehr beeilen, dass »ab morgen« dann auch der »Faktor X« bei den eigenen Webpräsenzen berücksichtigt wird. Solche Faktoren können etwa die Informationsarchitektur – zum Beispiel die Verlinkungs- und Navigationsstrukturen – oder die Inhalte – Aufbereitung, Umfang, Typ – einer Webpräsenz betreffen.

Thomas Mandl: Von dem Content, der sichtbar ist, kann eine Suchmaschine[2] etwa 30 Prozent finden. Dann gibt es noch Inhalte, die überhaupt nicht findbar sind. Das kann an Zugangsschranken von Unternehmen liegen, am Crawling-Prozess von Google, an Urheberrechtsverstößen oder an sozialen Rahmenbedingungen. Zum Beispiel wenn Inhalte wegen des Rechtes auf Vergessen gelöscht werden müssen.

Wie kann ich denn trennen zwischen der Suchmaschine und dem Verhalten der Userinnen und User mit der Suchmaschine?

Joachim Griesbaum: Das eine ist das System, das Wissen oder Datenbestände besorgt und abspeichert und Zugriffsmechanismen bereitstellt. Das andere ist die Nutzerinteraktion. Seit vielleicht zehn Jahren wird diese zunehmend berücksichtigt bei der Auswahl, die die Suchmaschine ausgibt. Wenn ich zum Beispiel häufiger nach »Tauchurlaub« »Hildesheimer Wald« suche, dann würde mir Google bei der nächsten Suche nach »Tauchurlaub« den entsprechenden Treffer weiter oben platzieren.

Das heißt, eine objektive Suchmaschine gibt es gar nicht?

Joachim Griesbaum: Insofern, als dass die Suchmaschine die Ergebnisse objektiv nach bestimmten Kriterien bewertet schon. Aber Kriterien können sich wandeln und unterschiedlich in unterschiedlichen Kontexten sein. Deshalb ist es wichtig, sich dem bewusst zu sein, bei unterschiedlichen Suchbelangen. Wenn ich nach »Adventskalendern« suche, mag es ja unbedenklich sein, dass Google Treffer nach bestimmten kommerziellen Interessen der Websitebetreiber bewertet. Aber wenn ich für eine wissenschaftliche Arbeit recherchiere, sieht das anders aus. Googeln ist eben nicht wie Zähneputzen, wo ich routiniert immer genau den gleichen Vorgang vollziehe.

Thomas Mandl: Die Frage ist, was wäre denn ein objektives Ergebnis. Wenn ich in die Suchmaschine beispielsweise »Flüchtlingskrise« eingebe, kann es dazu ja keine objektive Antwort geben. Oder was wäre denn das richtige Ergebnis für die Suche »Auto«?

Aber gibt es eine Objektivität der Suchmaschine, die nicht von ökonomischem Interesse an mir beeinflusst ist?

Joachim Griesbaum: Das ist ein Widerspruch in sich, es sei denn man würde Suchmaschinen als Infrastruktur begreifen, die öffentlich finanziert sein müssen. Suchmaschinen sind Unternehmen und müssen als solche Geld verdienen.

Thomas Mandl: Das Fatale ist nur, wenn die Nutzerinnen und Nutzer dafür kein Bewusstsein haben. Laut einer aktuellen Studie von Lewandowski können 66 Prozent der Leute im Internet gar nicht

[2] Eine Definition, die die Technik fokussiert: Crawler (Spider, Suchroboter) durchsuchen systematisch das WWW. Was der Crawler findet, bildet den Index. Der Index ist das Zentrum jeder Suchmaschine. Das Computersystem ordnet die gesammelten Daten nach Relevanz und stellt sie dem Nutzer in einer Liste dar.

zwischen Information und Werbung unterscheiden. Das war im Fernsehen noch anders, wo deutlich gekennzeichnet wird: jetzt kommt der Werbeblock.

Ich kann also eine Suchmaschine nicht als neutralen Wissensbestand sehen. Einmal, weil die Suchmaschine ein kommerzielles Interesse verfolgt und außerdem, weil die Suchmaschine ein Gedächtnis hat und sich mir anpasst. Wenn ich mich vor dem Wahlkampf über Parteien informieren will, erinnert sich die Suchmaschine an meine bisherige Netzaktivität und wird mir bevorzugt Treffer anzeigen, die dazu passen?

Joachim Griesbaum: Ich glaube, Neutralität war noch nie möglich. Vielleicht war die Illusion der Neutralität früher leichter zu erhalten, als Information kontrollierter war. Heute können alle publizieren, wodurch die alten Gatekeeper erst einmal weg fallen. Aber man kann nicht sagen: früher waren Informationssammlungen neutral. Vielleicht ist heute einfach transparenter, dass Neutralität nicht möglich ist und, dass wir somit stärker selber in die Pflicht oder Rolle genommen werden, zu filtern.

Ist es wichtig, dass wir in dieser digitalen Undurchsichtigkeit, bewusst die guten, alten analogen Quellen bewahren? Zum Beispiel, dass wir weiterhin Atlanten drucken?

Joachim Griesbaum: Papier ist als eine Art stromunabhängiges Back-up auf jeden Fall weiterhin wichtig. Beispiel Wissensarchivierung[3]: Ein Buch wird ohne weitere Pflege vermutlich weitere 70 bis 80 Jahre halten. Dafür enthält es nur circa 2 MB Text. Meine Festplatte dagegen enthält zwei GB Text, aber wird voraussichtlich nur noch ihre fünf Jahre halten.

Thomas Mandl: Aber man wird dennoch nicht allen digitalen Content ausdrucken. Es geht eher in die andere Richtung. Analoges Erbe wird zunehmend digitalisiert zur Aufbewahrung. Digital Natives sagen, wir haben längst noch nicht genügend digitalisiert. Vielleicht muss man sich fragen, was ist reine Tradition und was ist wirklich nützlich, zu bewahren. Wir fahren ja auch nicht aus Prinzip weiterhin mit Pferdekutschen herum.

[3] *Herausforderungen der Wissensspeicherung: Wie sicher Daten sind, hängt auch vom Speichermedium ab. Wie können Daten überdauern? Wie können wir Wissen archivieren? Papier ist eine Art stromunabhängiges Back-up.*

Joachim Griesbaum: Es gibt einen Witz, der behauptet, dass es in Deutschland viele Organisationen gibt, die vom Aussterben bedrohte Medien retten – etwa Videokassetten und Overhead-Projektoren – nämlich die Schulen.

Thomas Mandl: Die Gesellschaft wird sich die Frage stellen müssen: welche Kompetenzen sind noch wichtig? In den Grundschulen wird auch heute noch das Kartenlesen gelehrt.

Joachim Griesbaum: Und die Generation meiner Eltern war noch stolz darauf, in der Schule alle deutschen Flüsse auswendig zu lernen.

Thomas Mandl: Da könnte ich sagen: Das muss ich nicht wissen, das kann ich mit meinen Kartenlesefähigkeiten selber herausfinden. Heute muss ich die Landkarte nicht lesen können, das kann ich mit meinen technischen Hilfsmitteln schnell herausfinden. Müssen wir solche Dinge noch können, wenn der Mehrwert der Digitalisierung darin liegt, dass Geräte solche Aufgaben für uns übernehmen können? Bei der Handschrift könnte man auch naiv fragen: Wozu müssen wir die noch lernen? Sollten wir nicht eher den kompetenten Umgang mit den neuen Medien lernen? Nicht, dass wir diese Ansicht propagieren. Aber das sind Fragen, die wir uns stellen werden müssen.

Joachim Griesbaum: Es gibt viele Stimmen, die sagen, dass wir in der Schule noch in der Kreidezeit leben. Allerdings wissen wir nicht, ob die digitalisierten Alternativen nicht kognitiv fatal sein könnten. Wir lagern bereits jetzt große Teile unseres Gedächtnisses in Google aus. Ich merke mir nicht mehr den Fakt, sondern den Pfad der Internetsuche.

Ist es möglich einen Zeitpunkt fest zu machen, an dem die Nutzung der Online-Suchmaschinen dermaßen Fahrtwind bekommen hat?

Thomas Mandl: Einen einzigen Punkt sicher nicht. In den 1990er Jahren gab es einen ersten großen Boom.

Joachim Griesbaum: Mir hat Anfang der 2000er eine Freundin erzählt, dass ihr

sechsjähriges Kind etwas im Netz suchen wollte. Sie hat geantwortet, das ginge leider nicht, weil der Strom und somit das Internet ausgefallen ist. Daraufhin sagte das Kind: Ich brauche kein Internet, ich brauche nur Google.

Das Vertrauen in diese Allmacht Google ist riesig. Was verändert sich mit der Digitalisierung im Bereich des Datenschutzes?

Thomas Mandl: Wenn Sie mir jetzt einen Brief schreiben und in 50 Jahren berühmt sind, könnte ich natürlich den Brief herauskramen und veröffentlichen: Guckt mal, was die früher für einen Quatsch geschrieben hat. Die Wahrscheinlichkeit, dass das geschieht ist aber eher gering bei analogen Dokumenten, die eine einzige Person in der Hand hat. Bei einer E-Mail-Adresse auf Googlemail hingegen ist das reine Glückssache, ob nur ich darauf Zugriff habe. Dann gilt das europäische Privatschutzrecht nicht, weil Googlemail über amerikanische Server läuft. Seit der neuen Regelung von Trump in diesem Jahr, dürfen Internet Provider die Daten frei vermarkten. Das heißt, wenn sie sich jetzt im Seminar öfter krank melden über eine Googlemail-Adresse, also im amerikanischen Rechtsraum, dann werten die dort ihr Krankheitsprofil aus. Wie häufig sind Sie krank, wie häufig brauchen Sie eine Verlängerung für Hausarbeiten? Das könnte dann bei ihrem Vorstellungsgespräch bereits auf dem Tisch liegen. Falls Sie überhaupt noch eingeladen werden.

Obwohl ich mich in Deutschland befinde und in Deutschland um eine Stelle bewerbe?

Thomas Mandl: In Deutschland dürfen die Daten nicht gespeichert werden, aber ob die Firmen sie aus den USA kaufen dürfen, ist eine andere Frage. Das ist vermutlich nicht illegal.

Joachim Griesbaum: Personenbezogen wahrscheinlich schon.

Thomas Mandl: Aber das muss man erst einmal nachweisen. Die Firma, bei der Sie sich bewerben, wird Ihnen ja nicht aufs Brot schmieren, weshalb Sie nicht eingeladen werden.

Joachim Griesbaum: Heute im Seminar haben wir die Privacy Settings von Facebook besprochen. Wenn Sie ihre Privatsphäre Einstellungen ändern, legen Sie damit nur fest, wie viel andere Userinnen und User Sie sehen. Gegenüber der Firma legen Sie gar nichts fest. Da ist man komplett durchsichtig.

Dumme Frage, aber: Macht es auch keinen Unterschied, ob ich auf facebook.com oder facebook.de gehe?

Thomas Mandl: Das macht keinen Unterschied. Für Facebook gilt irisches Recht und das änderte sich am 28. Mai 2018. Ab jetzt gilt die Europäische Datenschutzgrundverordnung.

Und wenn sich dieses Gesetz ändert, was geschieht dann mit Daten, die bereits gesammelt wurden?

Thomas Mandl: Die sind davon vermutlich unberührt. Man kann in einem Rechtsstaat nicht rückwirkend Dinge als nicht rechtens erklären. Das heißt, die Datensammlungen die es bisher gibt, sind rechtsgültig zusammen gekommen und, wenn das irische Recht es genehmigt hat, in die USA transferiert worden und dort liegen jetzt Informationen von einer Milliarde Nutzerinnen und Nutzer, auf die man keinen Einfluss mehr hat.

Joachim Griesbaum: Da bin ich mir nicht ganz sicher, ob man rückwirkend die Datensammlung nicht als unrechtens erklären kann. Aber das ist eben ein Punkt der Digitalisierung: Die Grundmechanismen der Umwelt, in der wir uns bewegen, werden zu komplex, um sie zu verstehen. Es gibt dieses Datenschutz Paradoxon: Wenn ich Sie frage, ob Ihnen Datenschutz wichtig ist, werden Sie sagen: »ja«. Und wenn ich Sie dann frage, was Sie denn für den Schutz ihrer Daten tun, werden Sie sagen: »nichts«.

Das stimmt.

Joachim Griesbaum: Es ist auch sehr schwierig, diese Strukturen zu verstehen und das nimmt uns natürlich Macht weg als Individuen. Wenn ich ein System nicht durchschaue, kann ich darin auch nicht souverän agieren. Das ist ein Vertrauens-

aspekt, den man einfach mitbringen muss, wenn man sich in der Digitalisierung bewegt.

Vor allem weiß ich nicht einmal, wem ich Vertrauen entgegen bringe. In Deutschland wähne ich mich sicher wegen des strengen Gesetzes hier, aber dann gilt für meine Daten auf Facebook irisches Datenschutzgesetz. Und dieses Verhalten von Konzernen wie Facebook ist legal. Fragezeichen?

Joachim Griesbaum: Fragezeichen! Also Google zum Beispiel hat vor kurzem einen Rechtsstreit mit der EU verloren, weil es unzulässig eigene Angebote bevorzugt und damit den Wettbewerb anderer Anbieter erschwert hat, bei der Produktsuche.

Thomas Mandl: Die neu gesetzten Strafen für Verstöße gegen Datenschutz sind jedenfalls so hoch, dass selbst Facebook sich das zweimal überlegt. Facebook wird übrigens auch stark betroffen sein von dem neuen Netzwerkdurchsetzungsgesetz, das im September erlassen wurde. Dafür wurde in Deutschland eine neue Löschzentrale geschaffen, in der offensichtlich illegale Inhalte in sozialen Medien gelöscht werden sollen.

Joachim Griesbaum: Das betrifft ein sehr zentrales Thema: »online hate« oder auch »online mobbing«. In dieser virtuellen Welt passieren Dinge, von denen man mit einiger Plausibilität die These aufstellen kann, dass man Auge in Auge so nicht kommunizieren würde. Da treten dystopische Elemente in den Vordergrund, die solche Regelungsszenarien generieren, die man als Zensur werten könnte. Oder eben, so würden es wohl die Erfinder formulieren, als Werkzeug, das einen menschlich tragbaren Umgang miteinander im Netz unterstützt.

Und diese Filterung geschieht durch Menschen, die dann in dieser Löschzentrale arbeiten?

Thomas Mandl: Genau, wichtiger Punkt: Das sind mehrere hundert neue Arbeitsplätze. Sicher wird es da Unterstützung durch Programme geben, um Geld zu sparen. Aber da müssen schon Menschen sitzen, um einzuschätzen, was zu löschen ist.

[4] Wie gehen wir mit Informationen um? Informationstechnologie verbindet uns auf vielen Ebenen – etwa Suchmaschinen, soziale Medien, E-Mail und Smartphones. Noch nie war es leichter, Wissen zu konsumieren und miteinander in Kontakt zu treten. Die Welt wird informativ verbundener und dichter. Ohne Informationskompetenz führen wir ein zunehmend weniger selbst bestimmtes Dasein.

Stellen wir uns vor, jemand schreibt eine harmlose Nachricht »Wow, die Party gestern war echt ein Attentat auf den Club. Musik war Bombe. Die Stimmung ist richtig explodiert.« Ein Programm würde das vermutlich als terroristischen Inhalt lesen und zensieren?

Joachim Griesbaum: Das ist ja der Punkt: Google filtert nach bestimmten Kriterien, aber wir wissen nicht genau wie und nach welchen. Das ist pures Vertrauen an die Regelungsmechanismen. Wir können die Ergebnisse nie zertifizieren, weil wir nicht wissen können, was wir nicht sehen.

Thomas Mandl: Aber gegen die Content-Moderation können wir vorgehen. Da gibt es gesetzliche Regelungen. Wenn ich finde, mein Beitrag ist eine Meinungsäußerung, die noch gedeckt ist und nicht illegal, kann ich Einspruch erheben. Allerdings ist die Frage, ob ich überhaupt mit bekomme, das Google mich herausfiltert.

Joachim Griesbaum: Es ist schon erschreckend, wie viel Vertrauen wir diesen kommerziellen Unternehmen entgegen bringen, die so viel von uns nehmen und dafür recht wenig zurückgeben.

Glauben Sie denn, dass Menschen, die umfangreiches Wissen über die Datenverarbeitung haben, dennoch Netzwerke wie Facebook und Whatsapp benutzen?[4]

Joachim Griesbaum: Ich denke schon. Wir haben es ohnehin nicht selber in der Hand. Es genügt schon, dass ich Freunde habe, die Facebook nutzen und dort posten.

Vermutlich sind die meisten Menschen irgendwo auf einem Facebookbild zu sehen, ohne es zu wissen.

Joachim Griesbaum: Und dann erst die armen Haustiere und die Kinder.

Wussten Sie, dass die Universitätskatze auch ein Facebook Profil hat? Sie heißt Fräulein Sinner.

Joachim Griesbaum: Ach. Die Katze ist auch nicht mehr ganz jung, oder?

Sie ist 15 Jahre alt. Das habe ich in ihrem Facebookprofil erfahren.